

Irmgard Ackermann

In zwei Sprachen leben

Ein literarisches Preisausschreiben für Ausländer

Als Sprachlehrer und Sprachlerner haben wir als Bildungsbürger unsere Erfahrung mit „zwei Sprachen“, mit der Theorie und Praxis des Spracherwerbs und wohl auch mit solchen Problemen, Kontakte ohne die Zuflucht zur Muttersprache zu knüpfen oder „das Brot in der Fremdsprache ins Haus zu holen“. Die geistigen Abenteuer oder auch handfeste praktische Vorteile mögen uns locken und ein Anreiz sein, den langen und mühsamen Weg zu einer fremden Sprache zu gehen. In den meisten Fällen verbinden wir mit der Vorstellung von Spracherwerb den freien Entschluß zum Erlernen der Sprache und wohl auch zu ihrem Gebrauch. Daß diese Vorstellungen jedoch keineswegs selbstverständlich für das „Leben in zwei Sprachen“ sind und daß sich für viele, die die deutsche Sprache als fremde Sprache lernen oder benutzen, ganz andere Assoziationen einstellen, wenn sie über ihre Erfahrungen der Zweisprachigkeit schreiben, das war eines der sehr konkreten und eindringlichen Ergebnisse eines literarischen Preisausschreibens zu dem Thema „In zwei Sprachen leben“.

Der Hintergrund: ein literarisches Preisausschreiben für Ausländer

Das Institut für Deutsch als Fremdsprache an der Universität München, von Amts wegen mit der Erforschung der Formen und Bedingungen von Sprachvermittlung und Spracherwerb befaßt, hatte 1980 ein literarisches Preisausschreiben für Ausländer unter dem Thema „Als Fremder in Deutschland“ ausgeschrieben und damit für viele Ausländer einen Anstoß zum Schreiben in der Fremdsprache gegeben. Eine Auswahl der Beiträge unter dem Titel „Als Fremder in Deutschland“, 1982 im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen, spiegelt die vielfältigen Erfahrungen von Fremden in unserem Land und mit unserem Land wider und gibt Zeugnis davon, daß Ausdrucksfähigkeit und Ausdruckskraft durch die Fremdsprache nicht eingeengt sein müssen, sondern im Gegenteil eine neue Qualität und Intensität erreichen können. Diese Texte treffen sich mit anderen Veröffentlichungen der letzten Jahre, in denen sich Ausländer literarisch zu Wort gemeldet und damit ihren Beitrag zur deutschen Literatur gegeben haben.

Diese Entdeckungen und Erfahrungen gaben den Anstoß, dem Phänomen

literarischer Kreativität in der Fremdsprache noch einmal gezielter nachzugehen und literarische Äußerungen speziell zum Thema Zweisprachigkeit hervorzulocken. So wurde 1982 ein neues Preisausschreiben „In zwei Sprachen leben“ gestartet, das wiederum das Hauptziel hatte, Ausländern einen Impuls zum Schreiben zu geben und ihre Erfahrungen an Deutsche zu vermitteln. Die beim vorherigen Preisausschreiben implizit mitgegebene Thematik der Zweisprachigkeit (im weitesten Sinn des Begriffs) sollte diesmal gezielt und explizit Gegenstand der literarischen Aussage sein. Welchen Stellenwert hat die Sprache für die Betroffenen in ihrer konkreten Situation? Wie gestaltet sich ihre persönliche Beziehung zur deutschen Sprache, zu welchen Entdeckungen, zu welchen Barrieren führt Zweisprachigkeit? In welchem Verhältnis stehen Spracherwerb und Integration, von der persönlichen Erfahrung her gesehen?

Diese Fragen, nicht konkret gestellt, mögen in etwa den Erwartungsrahmen abstecken, in dem das Thema von den Initiatoren des Preisausschreibens gesehen wurde. Mit Absicht war die Fragestellung nicht weiter präzisiert worden, um ein breites Spektrum an Aussagen und Spiegelung subjektiver Erfahrung zu ermöglichen, um ungesteuerte Reaktionen zu erhalten und die Kreativität nicht einzuzengen. Ausdrücklich geforderte Voraussetzungen waren lediglich, daß die Teilnehmer, gleich welcher Nationalität, die deutsche Sprache als Fremdsprache gelernt hatten (dazu waren Angaben zu machen) und daß die eingesandten Texte als *literarische* Beiträge verstanden werden sollten (präzisiert wurde Lyrik, Prosa, Dramenszenen), womit zum Beispiel linguistische Abhandlungen zum Thema ausgeschlossen waren. Die Bekanntmachung des Preisausschreibens erfolgte durch Plakate in Ausländerzentren, Sprachschulen und Universitäten im In- und Ausland, durch die Presse und durch verschiedene Rundfunksender, vor allem in den Ausländerprogrammen.

Die Einsendungen übertrafen an Quantität und Qualität bei weitem die Erwartungen. Zirka 340 Einsendungen, doppelt so viele wie beim vorherigen Preisausschreiben, erreichten das Institut für Deutsch als Fremdsprache an der Universität München bis Dezember 1982, dem Einsendeschluß. Die Teilnehmer kamen aus 55 verschiedenen Nationen. Zirka 80 Prozent von ihnen wohnen in der Bundesrepublik, nur ca. 20 Prozent im Ausland. Die Teilnehmer aus der Türkei waren mit 116 Einsendungen, die fast ausnahmslos aus der Bundesrepublik kamen, am stärksten vertreten. Ihnen folgten in weitem Abstand Jugoslawen, Chinesen (Volksrepublik China), Italiener und Portugiesen mit jeweils 10–20 Beiträgen.

Soweit aus Texten und Begleitbriefen auf die persönliche Situation der Einsender geschlossen werden kann, zeichnen sich vor allem drei starke Gruppen von Teilnehmern ab, nämlich einmal Studenten (vor allem Germanistikstudenten), Deutschlehrer und Übersetzer, für die das Thema des Lebens in zwei Sprachen sozusagen Berufsgrundlage ist, zum zweiten die Gruppe der „Gastarbeiter“ im weiteren Sinn (ich zähle in unserem Kontext auch die im sozialen Bereich oder als

Lehrer mit ausländischen Arbeitnehmern befaßten Türken, Jugoslawen und Italiener dazu), für die die Sprache oft eine Frage des Überlebens ist, und sodann als dritte Gruppe die „Gastarbeiterkinder“, die als zweite Generation oft mit besseren Deutsch- als Muttersprachkenntnissen aufwachsen, Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, die als Kinder mit ihren Familien in die Bundesrepublik gekommen waren und zum Teil jetzt eine eigene Familie, einen eigenen Beruf haben. Zahlenmäßig erheblich kleiner, aber von besonderem Gewicht ist eine weitere Gruppe, nämlich die, die sich, meist nicht im Hauptberuf, als Schriftsteller bereits einen Namen erworben haben. Diese Gruppen gehen zum Teil ineinander über: Die „Schriftsteller“ kommen meistens aus der Gruppe der „Gastarbeiter“ oder der „Germanisten“, und die „Gastarbeiterkinder“ sind in erstaunlich hoher Zahl in der Gruppe der Studenten, besonders auch in der Gruppe der Germanistikstudenten, vertreten. Überraschend für die Veranstalter, die sich bei der Ausschreibung an erwachsene Adressaten gerichtet hatten, war die hohe Zahl der beteiligten Jugendlichen zwischen 12 und 18 Jahren, die mit 50 Einsendungen vertreten waren. Um ihren Beitrag zu würdigen, wurden nachträglich zu den vorgesehenen Preisen (drei Hauptpreise und fünf weitere Preise) zwei Juniorenpreise hinzugefügt.

Das Sprachniveau der Beiträge reichte von differenzierter und nuancenreicher Ausdrucksfähigkeit, die der Muttersprachler manchmal mit einem Anflug von Neid aufnimmt, über die verschiedenen Zwischenstufen bis zu mühsam abgerundeten und schwer verständlichen Aussagen in gebrochenem Deutsch. Dabei konnte man feststellen, daß sprachliche Meisterschaft nicht das Hauptkriterium für die Intensität der Aussage ist, sondern daß oft gerade das gebrochene Instrumentarium oder der reduzierte Wortschatz die sprachlichen Mittel sind, die der Aussage ihre Eindringlichkeit geben. Jedenfalls sollten Authentizität und Gewicht der Aussage bei dieser Literatur höher eingeschätzt werden als sprachliche Korrektheit, Vermeiden von grammatischen und Rechtschreibfehlern und sprachliche Artistik.

Schon von der Zahl und dem Umfang der Einsendungen her, vor allem aber durch die Vielfalt und Komplexität der Aussagen, hatte es die Jury (Michael Krüger, Dietrich Krusche, Hans Schwab-Felisch, Harald Weinrich, Irmgard Ackermann) nicht leicht, die Preisträger festzulegen. Aber im Gegensatz zu renommierten Literaturpreisen war dieses Preisausschreiben nicht in erster Linie auf die Preise und damit auf Spitzenleistungen abgestimmt, sondern es war auf breitere Wirkung ausgerichtet, sollte für möglichst viele Ausländer Stimulans zum Schreiben und zur Darlegung ihrer Situation sein und möglichst vielen Deutschen den Anstoß geben, zur Kenntnis zu nehmen, daß die Ausländer, die unter uns leben, in literarischer Form Aussagen zu machen haben, die auch uns betreffen. Dazu wurden die verschiedensten Mittel zur Bekanntmachung dieser Texte und dieser Anliegen ergriffen: Beteiligung an Lesungen, Veröffentlichung von Einzel-

texten, Rundfunklesungen und Rundfunkinterviews und die Publikation einer Auswahl der eingesandten Texte als Taschenbuch, das im November 1983 im Deutschen Taschenbuch Verlag erscheint. Um das Phänomen der schreibenden (deutsch schreibenden!) ausländischen Jugendlichen und ihre Anliegen bekanntzumachen, wurden im April 1983 sechs der Jugendlichen aus verschiedenen Städten der Bundesrepublik, Türken, Portugiesinnen, eine Jugoslawin, alle sechs Gastarbeiterkinder, für mehrere Tage zu Begegnungen, öffentlicher Lesung und Diskussionen nach München eingeladen.

Soweit also der Rahmen, auf den sich die folgenden Überlegungen beziehen. Welche inhaltlichen Schwerpunkte und Tendenzen zeichnen sich aus der Fülle dieser Beiträge ab?

Sprache im sozialen Kontext

Der nachhaltigste Eindruck, der mir nach der intensiven Lektüre aller Texte und Begleitbriefe blieb, war der, daß mit dem Thema offensichtlich ein zentraler Nerv getroffen war, daß Fremdsprachenerwerb, weit entfernt davon, als Luxus, Hobby oder Beschäftigungstherapie zu dienen, einen entscheidenden Platz für die meisten der Einsender einnimmt und für viele der neuralgische Punkt ist, der Existenzfragen betrifft. Sprache wird somit nicht isoliert, sondern immer im sozialen Kontext, in vielfältigen konkreten Beziehungen gesehen. Als Beispiel möge der Brief einer türkischen Arbeiterin dienen, die das Problem in ihrer Sprache in aller Deutlichkeit benennt:

ich lebe seit 1972 in deutschland und arbeite ohne unterbrechung so das ich nie richtig zeit hatte um einen kurs zu besuchen in dem ich die deutsche sprache zumindest um schreiben, zu erlernen könnte, ich habe die deutsche sprache vom hören-sehen-lesen gelernt, selbständig vor dem fernsehn mit bleistift und ein blat papier in der hand eine wörterbuch die nicht ausreichend war alle fragen zu beantworten, die sprache dessen wichtigkeit erst hier wusste, und die schwierigkeiten schätzen wusste ohne sprache bist du auch ein nichts! . . . zeit mein ankunft hier auf den deutschen boden, merke ich das ich irgend wie als mensch zähle, obwohl die ausländer im allgemein sehr schwer haben, ich habe gelernt mir zu vertrauen, mich zu schätzen und mich zu wagen sich zu äußern, daher nehme ich den mut und schicke ich ihnen einige geschichten die ich vor zwei Jahren geschrieben habe.

Es ist auffällig, wie viele der Teilnehmer, auch derer, die sich in perfektem Deutsch ausdrücken, sich als Autodidakten der deutschen Sprache bezeichnen. Spracherwerb, das gilt für fast alle der eingesandten Texte, steht nicht in einem wertfreien, aseptischen Raum, sondern ist aufs engste verknüpft mit der sozialen, beruflichen, politischen Umgebung, die bereits in einem frühen Stadium den Zwiespalt und die Konflikte der Zweisprachigkeit bewußt machen. In besonderer Weise gilt das für die gegen ihren Willen oder zumindest gegen ihre freie Entscheidung in die fremde Sprache Hineingeworfenen, wie es in den „Geständnissen eines ‚Gastarbeiterkindes‘“ ausgedrückt wird:

Als ich in der letzten Klasse der fünfjährigen Grundschule in meiner Heimat war, bin ich mit meinen Eltern nach Deutschland gekommen. Besser gesagt: Ich wurde nach Deutschland gebracht. Niemand hat mich dabei gefragt, ob ich will oder nicht. Damals, an meinen ersten Tagen in Deutschland, habe ich es nicht gewagt, in den Straßenbahnen zu sitzen. Ich stand immer. Unsicher und ängstlich . . . Was könnte ich tun, wenn einer sich neben mich setzen und mit mir sprechen oder mir irgendeine Frage stellen würde? . . .

Es gibt viele Situationen, in denen sich Sprache als Rettungsring erweist, an den man sich klammern sollte, wenn man überleben will. Aber auch der gegenteilige Prozeß wird benannt: Das Verstummen durch Sprache, die nicht mehr Mittel zum Überleben ist, sondern selbst zur Bedrohung wird.

Bin stumm geworden
durch den Zwang
anders zu sprechen

So beginnt das Gedicht eines Südamerikaners. Der Italiener Gino Chiellino gestaltet diese Erfahrung in einem Kurzgedicht in konzentrierter Aussage:

Verstummung
– für Celan –

Meine Sprache	mit deiner
grenzt mich ab	verfaulen mir
ich habe sie aufgegeben	die Gefühle im Bauch

Sprachliche Ohnmacht und Hilflosigkeit drückt sich auch in anderem Kontext aus:

Du willst schreien	doch du schaffst es nicht,
diese Wände	kein Laut kommt hervor.
mit deinem hilflosen Geschrei	Und du mußt überleben
zertrümmern,	– alleine?

So sagt eine italienische Schülerin in ihrem Gedicht vom „Babylonischen Turm“, gegen den sie vergebens anzurennen versucht. Eine Afrikanerin stellt dem hilflosen Schreien einen Aufruf, sich dagegen anzustemmen, gegenüber:

schreie aus der Seele heraus	oder deine andere sprache
den anderen alltag	laß dich nicht sprachlos fangen

Sprache als Instrument, um gegen Gewalt anzugehen, ist eine Variante, die in einigen Texten angesprochen wird. Aber auch Mißbrauch der Sprache als Instrument der Gewalt wird an einigen Beispielen sichtbar gemacht, so in den Erinnerungen eines kurdischen Jungen an seine Heimat, in der seine Muttersprache verboten und unterdrückt wurde und die andere Sprache auf der Seite der Gewalt steht: „So lebte ich zwischen zwei Sprachen, und meine Sprache symbolisierte die Hilflosigkeit, die Demut, das Mißverstandenwerden, das Leid. Ich hing an dieser Sprache, weil sie immer der Verlierer, Unterdrückte war.“ In den Texten zweier Afrikaner finden sich ähnliche Beispiele für das Verbot der Muttersprache. „Es wurden Maßnahmen getroffen, die die Schüler die eigene Muttersprache verabscheuen ließen. Entsetzliche Masken wurden angefertigt und mußten von denen getragen

werden, die ihre Muttersprache gesprochen hatten. Der Träger einer solchen Maske holte sich Spott von seinen Mitschülern.“

Identitätsverlust und Identitätssuche

„Wie ein Fisch im Wasser“ fühlt sich ein Afrikaner aus Kamerun in der deutschen Sprache, so sehr, daß er sogar in seiner Heimat in deutscher Sprache träumt. „Totale Immersion“ war seine Methode, die bis zum Aneignen der deutschen Denk- und Sichtweise ging.

Es fiel ihm nicht schwer, im Deutschen wie in seiner Muttersprache oder im Französischen zu denken. Die Klammerkrankheit, die die deutsche Sprache kennzeichnet, hatte ihn befallen. Er schrieb, ohne es zu merken, ganz lange Sätze mit unendlichen Nebensätzen, weil er davon überzeugt war, daß er nur auf diese Weise seine Gedanken möglichst differenziert und nuanciert zum Ausdruck bringen konnte. Er wurde rationalistisch. Er war auf dem besten Weg, seine kulturelle Identität zu verlieren. Er stellte das Denksystem seiner Kultur in Frage . . . Es kam ihm manchmal vor, als wäre er Deutscher. Vieles hatte er von dieser Kultur bewußt oder unbewußt aufgenommen. Er stellte sich sein Leben in der Heimat vor. Beruflich hatte er keine großen Bedenken, wohl aber auf der zwischenmenschlichen Ebene. Der lange Aufenthalt in Europa und die damit verbundene Aufnahme der Fremdsprachen würden unvermeidlich einen Konflikt in ihm auslösen bei der Wiederbegegnung mit seiner Kultur. Es wurde ihm langsam klar, daß in seiner Person eine Spaltung stattgefunden hatte. Er war von einem Konflikt zerrissen, der ihn im Innersten seines Wesens packte. Er wußte genau, was ihm bevorstand, aber er wollte zurück; er mußte zurück. Die Angst, die er davor hatte, wirkte zugleich wie ein Antrieb.

Das Thema des Identitätsverlusts als Preis für die Zweisprachigkeit zieht sich wie ein roter Faden durch die Texte, vor allem bei denen, denen die deutsche Sprache zur zweiten Muttersprache wurde. „Ich bin weder noch, ich bin beides“, sagt eine Chinesin, die mit deutscher Mutter in der Volksrepublik China aufwächst, und die Frage „Wohin gehöre ich denn eigentlich?“ ist in vielen Texten unüberhörbar. „Ich besitze zwei Sprachen, dafür aber keine Heimat“ klagt ein „Ausländerkind“, und eine portugiesische Schülerin drückt ihr Hin- und Hergerissensein mit dem Bild des Tauziehens aus: „Zweisprachig leben. Das ist ein Gefühl, als ob man an unsichtbaren Fäden gebunden in der Luft schwebt. Der eine zieht dahin, der andere dorthin, und dazwischen hänge ich.“ Sehr eindringlich wird der Zusammenhang zwischen Identitätsverlust und Sprache auch im folgenden Text ausgedrückt:

Ich gehöre einer Ausländergeneration an, wo ich mich manchmal frage, wer ich eigentlich bin und wozu ich lebe. Ich gehöre einer Generation an, die zwischen traditionsgebundenem Familienleben und der Hektik einer konsumbedachten Leistungsgesellschaft hin und her geschoben wird. In keiner Gesellschaft werden wir akzeptiert. In der BRD sind wir Gastarbeiter – Ausländer – noch schlimmer: die Türken. In den Heimatländern sind wir Deutschländer – die Alemannen – noch schlimmer: die Kapitalisten. Unsere Sprachen setzen sich aus mehreren Sprachen zusammen. Wir reden gemischt. Weder richtig Deutsch noch richtig Türkisch, Italienisch oder Griechisch. Wir sind in keiner Sprache mehr zu Haus. Wir sind auf der unmöglichen Suche nach einer Antwort auf die Frage, wer wir eigentlich sind. Dabei ist unsere Angst, die eigene Sprache zu verlieren, genauso groß, wie eingedeutscht zu

werden. Wir müssen mit einer inneren Spaltung zwischen zwei Sprachen, zwei Kulturen leben und kämpfen. Eine Generation von Ausländern, die hier und zu Hause Ausländer bleiben wird.

In einem anderen Text heißt es: „Ich leide am Wer-bin-ich-denn-eigentlich-Komplex. Ich verwechsle Sprachen und Leute. Das ist meine innere Zerrissenheit, meine durch zwei Sprachen gesplante Persönlichkeit. Sie sehen, nicht immer ist man glücklich, wenn man in zwei Sprachen lebt. Lebt!“ Eine Türkin muß beim Urlaub in der Heimat von Tag zu Tag von neuem die Erfahrung machen, wie weit sie sich von ihrer Heimat entfremdet hat:

Aber wenn ich mit ihnen Türkisch rede, staunen sie und fragen mich, wo ich denn so gut Türkisch gelernt hätte.

„Fast akzentfrei“ heißt es dann, „Respekt, Respekt“.

Fast akzentfrei. Fast. So war's auch jahrelang in Deutschland. Nach einigen Sätzen, wobei ich mir die größte Mühe gebe, wie eine Einheimische zu reden, um nicht aufzufallen, fragt man mich dort: „Was für eine Landsmännin sind Sie denn?“ Aber zu meinem Trost kommt gleich die nächste Bemerkung: „Sie sprechen hervorragend Deutsch. Fast akzentfrei.“ Hier fast akzentfrei, dort auch. Nur fast, aber niemals ganz. Und hier wie dort falle ich irgendwie doch auf.

Wenn auch die Unsicherheit in der Sprache und durch die Sprache einen breiteren Raum einnimmt als die Sicherheit durch die Sprache und das Vertrauen in sie, so fehlt doch auch dieser Aspekt keineswegs. Als Beispiel dafür möge die Aussage eines jugoslawischen Gastarbeitersohnes stehen:

Und wenn ich meinem Vater auch nicht unbedingt dafür dankbar bin, daß er mich überhaupt hierher geholt hat, so werde ich es ihm nie vergessen, daß er mir die stärkste Waffe in die Hand gedrückt hat, die ein Ausländer in Deutschland hat, solange er gewaltfrei bleiben kann: die deutsche Sprache.

Sprache ist, das wird aus den Beiträgen deutlich, ein wesentlicher Faktor der Identität. Nur wenigen gelingt es, in der fremden Sprache eine neue Identität zu finden. Die Erfahrung „eines Tages träumte ich auf deutsch“ oder die Bemühungen, in einer Reihe von Texten ausgedrückt, in der Fremdsprache zu denken oder zu beten, zeigen die Richtung. Der Prozeß des Schreibens, der für viele ein Angehen gegen Orientierungslosigkeit und Identitätsverlust bedeutet, ist der Versuch, sich Klarheit zu verschaffen über sich selbst. Geschriebene Sprache wird zum Rettungsanker, wo die mündliche Kommunikation versagt:

Übrigens: ich mag solche schriftlichen Arbeiten. Halb deutsch, halb türkisch, trotz aller Schwierigkeiten. Denn zum Sprechen – ich meine Deutsch – brauche ich zumindest einen Gesprächspartner, aber zum Schreiben genügt ein Bleistift. Den habe ich ja.

Kommunikationsstörungen

Die oft verzweifelte Suche nach Kommunikation als Ziel aller sprachlichen Mühen spricht aus vielen Texten. Gelungene Kommunikation jedoch ist selten. Selbst bei den Texten, die von der „Liebe in zwei Sprachen“ handeln, überwiegen die Kommunikationsstörungen, das Aneinander-Vorbeireden. Etwa so klingt dann das „Liebesgedicht“ der Portugiesin Elisabeth Gonçalves:

Als du gingst
schickte ich dir mit auf den Weg
ein Wort meiner Sprache,
und es kam, wie du,
nicht mehr zurück.
Ich ließ ein anderes Wort
mein Wort suchen, und noch eins,
und wieder eins . . .
immer wieder eins . . .
bis meine Sprache keine Wörter
mehr hatte

bis heute.
Ich lernte dann deine Sprache,
um wieder Wörter zu haben,
dir zu schicken – und siehe da!
ich lernte nur die falschen Wörter,
die nur die falschen Wege gingen
und die nur die falschen Menschen trafen
und die mir nur die falsche Nachricht brachten
und aus mir den falschen Menschen machten,
der ich jetzt bin und den du
nie mehr wieder erkennen wirst.

Und die verzweifelte Wortsuche in der Beziehung zum anderen endet in einem anderen Gedicht so:

Wie liebt man in diesem Land ohne Worte?
Du hast mein Wörterbuch zerrissen
Ich ging
Wir weinten.

Welches sind die Gründe, daß Kommunikation so selten gelingt? Einer der Gründe für solche Kommunikationsstörungen sind kulturelle Barrieren, die Schwierigkeit, solche kulturellen Grenzen in anderem sprachlichem Kontext zu verstehen. So gibt es Mißverständnisse selbst bei perfekter formaler Beherrschung der Sprache, wenn die Sprache von ihrem kulturellen Kontext losgelöst wird. „Ein deutsches Nein heißt Nein“ ist ein Beispiel dafür, wie vermeintliche sprachliche Eindeutigkeit zu Mißverständnissen führt. Daß dieses gleiche sprachliche Phänomen sowohl von einem Chinesen wie von einer Ägypterin vermerkt wird, gibt diesem Beispiel für „kulturelle Distanz“ einen besonderen Reiz.

Ein anderer Grund für die Schwierigkeiten der Kommunikation ist das menschliche Klima. Mangel an Herzlichkeit, an Spontaneität in den zwischenmenschlichen Beziehungen, eine gewisse Kälte empfinden viele als Grund dafür, daß Kommunikation so schwierig ist. Distanzierte Begrüßung beim Wiedersehen, Schweigen in Situationen, in denen in anderen Ländern Gespräche und Kontakte selbstverständlich wären, das sind Beispiele, die in diesem Zusammenhang angesprochen werden. „Mustafas Geschichte“, von einer jugoslawischen Schülerin erzählt, beschreibt den Weg eines jungen Arabers, der an dieser Kontaktbarriere scheitert und dabei verunglückt. Mustafas Großvater, der in der Wüste geblieben ist, zieht daraus die Konsequenz: „Wie kalt muß es sein, daß ein Mensch unter Tausenden Menschen erfriert, erfriert an der Kälte seiner Umgebung, und für ein bißchen Wärme und Anerkennung sein Leben gibt.“

Eine, wie mir scheint, typisch deutsche Form von Kontaktstörungen wird in verschiedenen Texten gezeigt, nämlich die zwischen Hilflosigkeit, Anbiederung und Geringschätzung schwebende Unart vieler Deutscher, Ausländer ohne Rücksicht auf ihre Sprachkenntnisse in gebrochenem Deutsch anzureden und damit den Fremden als „sprachlich nicht ganz zurechnungsfähig“ zu klassifizieren. Infinitiv-

gebrauch, Duzen von fremden Erwachsenen und gesuchte Primitivität im Wortgebrauch charakterisieren diese Ausdrucksweise, die mehrere Texte aufspießen:

Seitdem ich ein bißchen mehr Deutsch kann, habe ich bemerkt, daß viele Deutsche kein Deutsch können. Gestern, da sagte mir die Frau am Kiosk, sie ist blondhaarig, fett und hat eine Raucherstimme: „Sie, Ausländer? Nicht wahr? . . . Aus welchem Land kommen?“ Ich fragte: „Sind Sie auch Ausländerin?“ Sie sagte: „NEIN! Ich Deutsche!“ Und „putzte“ mir Rauch ins Gesicht. Ich bin Nichtraucher.

Ein Tscheche nimmt diese deutsche Unart als Aufhänger für seine Geschichte, in der der Leiter des Geschäfts meint, zwei ausländische Angestellte zur Pflicht rufen zu müssen:

„Nix lesen, putzen, putzen!“

Es ist der Leiter des Geschäfts, ein unbeliebter Mann, der allen hier das Leben schwermacht. Besonders uns. Er benutzt nur Infinitive, wenn er mit uns spricht – es beleidigt mich jedesmal, genauso wie sein Benehmen uns gegenüber. Bis heute habe ich mich immer beherrscht, aber jetzt weiß ich, daß es zu einem Krach kommt. Ich frage ihn höflich: „Bitte?“, als ob ich nicht gehört hätte.

„Du nix lesen, du arbeiten, putzen, putzen“, wiederholt er. Ich fühle, wie mein Blut tobt, beiße die Zähne zusammen und suche in meinem Gedächtnis nach den besten Worten. Gleichzeitig sehe ich in seinem Gesicht Triumph, man kann seine Gedanken fast lesen: „Jetzt hab ich euch erwisch.“ Es vergeht ein kleiner Moment, und ich sage voll konzentriert und so deutlich wie ich kann: „Entschuldigen Sie, aber wie Sie selbst sehen können, sind wir mit allem außer der Wurst- und Obstabteilung fertig. Jetzt warten wir, bis das Geschäft zugeschlossen wird. Früher können wir es nicht putzen!“

Überraschung in seinem Gesicht.

Dann fällt mir noch etwas ein, und ich sage ohne nachzudenken: „By the way, if you don't speak German, you can speak English. I understand English.“

Schock! „Was?“ fragt er mit gefrorenem Gesicht. Ich lache innerlich. „Er spricht also nicht Englisch“ und sage langsam: „Ich habe nur gesagt, wenn Sie nicht Deutsch sprechen können, können Sie mit uns Englisch sprechen. Oder“, füge ich hinzu, „mit ihr“, ich zeige auf Hedvika, „auch Französisch. Und wenn es Ihnen nicht genügt, verstehen wir beide Russisch, ganz zu schweigen von unseren Muttersprachen, also Polnisch und Tschechisch.“

Dieses „Ausländerdeutsch“ wird jedoch nicht nur von Leuten gebraucht, denen man eine gewisse Hilflosigkeit vor der Zweisprachigkeit zugute halten könnte:

Sie sprechen mit ihm ‚Ausländerdeutsch‘, das ihn an seine ersten Tage in Deutschland erinnerte, als er sich von einem Arzt untersuchen lassen wollte. Dieser hatte ihm nicht einmal einen Sessel angeboten, da fragte er sofort: „Du, du, was? was?“ Etoundi Amara erwiderte genau so: „Du, du, was? was?“ Dem Arzt wurde klar, daß er jemanden vor sich hatte, der sich in deutscher Sprache ausdrücken konnte.

Die verschiedenen Formen von Verständigungsschwierigkeiten, Kontaktschwierigkeiten, Mißverständnissen führen manchmal dazu, daß der Sprache die Schuld daran gegeben wird, daß man sich weigert, weiter Deutsch zu lernen, oder daß man Aggressionen gegen die Sprache entwickelt. Solche Sprachkrisen können jedoch zu einem neuen Verhältnis zur Sprache führen:

Ich wollte kein Deutsch mehr lernen. Wie war es möglich, daß die gleiche Sprache, die ich bei meinem Onkel so liebte, auch diesem Menschen gehörte? Irgend etwas war in mir gebrochen. Nur langsam erholte ich mich. Ich ging wieder in die Schule, fing an wieder Deutsch zu sprechen, fuhr fort, die Sprache für mich zu gewinnen, aber ich wurde kritischer, wacher, begriff, daß Deutsch nicht gleich Deutsch ist, daß die Sprache an sich unschuldig ist, daß man sie aber mißbrauchen kann.

Auch der Italiener Franco Biondi sucht nach den Gründen für die gestörte Kommunikation:

Nicht die Sprache hält uns auseinander
die Trennwand
ist woanders errichtet worden –
sie grenzt mich von dir ab
auf dem Boden der Gebrauchs-Anweisungen
und entwurzelt jedes Zeichen
der Annäherung

Ausländerfeindlichkeit

Wenn sich beim Preisausschreiben „Als Fremder in Deutschland“ 1980 auch schon in mehreren Texten Ängste und Sorgen wegen der zunehmenden Ausländerfeindlichkeit zu Wort meldeten, so ist dieses Thema im Preisausschreiben des Jahres 1982, obwohl vom Thema „In zwei Sprachen leben“ her nicht ohne weiteres naheliegend, nicht mehr zu überhören. In einer Reihe von Geschichten oder Gedichten wird es zum zentralen Thema, in vielen der anderen Texte wird es in einzelnen Passagen angesprochen. Jedenfalls wird deutlich: Die massive Ausländerfeindlichkeit hat sich in den letzten Jahren so verstärkt, der Alltag jedes einzelnen steht so sehr unter dieser Bedrohung, daß auch Sprache nicht mehr angstfrei aufgenommen werden kann. „Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht von der Ausländerfeindlichkeit betroffen werde“, sagt ein Türke, der sprachlich und sozial weitgehend integriert ist. Eine türkische Schülerin schreibt in ihrem Brief: „Ich besuche die Fachoberschule Neu-Ulm. Danach möchte ich gern Psychologie studieren, aber nicht in Deutschland. Der Grund? Ich habe Angst vor der Ausländerfeindlichkeit.“ Ein Jugoslawe stellt in einer Montage von Briefhandschriften Beschimpfungen zusammen, die er auf einen Beitrag zur Situation der Ausländer in der „Rheinischen Post“ erhalten hat. Sie reichen von „Du stinkender Ausländer“ bis „Abschieben“, und er kommentiert sie: „Ich lebe in zwei Sprachen. In der einen finde ich Zuflucht, wenn die andere unmenschlich wird.“

Die Texte zu diesem Thema sind die Texte, die am stärksten betroffen machen, die uns am direktesten herausfordern und konfrontieren mit dem, was viele weit von sich weisen, von dem sie meinen, daß es so nur wenige radikale Randgruppen betrifft. Die Texte belehren uns über härtere Fakten: daß die Ausländerfeindlichkeit auch im „normalen“ Kontext, auch unter Bürgern, die keineswegs als „staatsgefährdend“ eingestuft werden, erschreckende Formen angenommen hat. Mißbrauch der Sprache beschränkt sich nicht auf „bloße Sprache“, sondern greift radikal in die Alltagswirklichkeit ein, ändert die Beziehungen der Menschen untereinander und damit die Grundbefindlichkeit des einzelnen. Wir sollten daher

hellhörig sein für das, was an Angst und an Leiden durch ausländerfeindliche Parolen in den Texten zum Ausdruck kommt. Erschütternd ist, daß gerade die Texte der Jugendlichen solche Erfahrungen besonders intensiv darstellen. Eine 14jährige Schülerin erzählt die Geschichte eines türkischen Mädchens, die auf dem Schulweg, verfolgt von den ausländerfeindlichen Ausfällen deutscher Jungen, in panischer Angst in einen Verkehrsunfall gerät. Ein 18jähriger Schüler erzählt von einem türkischen Jungen, der von seinen Mitschülern mit Türkenwitzen verfolgt wird und in äußerste psychische Spannungen gebracht wird. Die Erzählperspektive ist hier ein Kunstgriff von hoher Intensivierungskraft: Diese Witze, die man vielleicht schon in anderem Kontext gehört hat, werden hier gleichsam mit den Ohren des unmittelbar Betroffenen aufgenommen, der davon erdrückt wird, sich dagegen aufbäumt, von äußerstem Ekel erfaßt wird und dann versucht, sich „frei zu fahren“ und „frei zu fühlen“, bis zur unvermeidlichen Katastrophe. Der Text rüttelt auf, in ähnlichen Situationen ebenso mit den Ohren des Betroffenen zu hören.

Die erschütterndsten Aussagen zu diesem wie auch zu anderen Themen finden sich manchmal in den Begleitbriefen, wofür der folgende Ausschnitt ein Beispiel sein sollte:

Ich habe Bewerbungen geschrieben. Apothekenhelferin, Bürokaufmann oder Frisörin aber bekam nichts weil zuviele deutsche sogar abiturenten noch keine Stelle hatten. Da ich aber schon volljährig war und keine Hoffnung mehr hatte, wollte arbeiten bekam kein Arbeit, das betonen des Fisches durch die Arbeitsvermittlerin nahm mir meine Hoffnung. Ich suchte fast jede Woche arbeit und bekam in der Räucherei Arbeit und seitdem Arbeite ich da. Ich bekomme über 900 DM im Monat, stinke nach Räucherfisch. Wird im Bus schief angeguckt werde stinkende Ausländerin genannt. Aber solange die Eltern hier sind kann ich nicht zurück . . .

Solche Aussagen sprechen für sich, wie auch die folgende Darstellung eines türkischen Mädchens über ihren Leidensweg in deutschen Krankenhäusern:

Sie weinte Tag und Nacht und bat den Gott, ob er ihr diese Sprache nicht erleichtern könnte. Anscheinend hat er es gehört und machte es ihr leichter. Sie lernte nun die verdammte zweite Sprache, aber es war schon zu spät. Sie ließ sich inzwischen acht mal operieren, ohne genau zu wissen warum . . . Nun verstand sie die Sprache, aber jetzt wünschte sie von ganzem Herzen, sie hätte es nicht verstanden, als ihr der schrecklichste Satz ihres Lebens gesagt wurde: „Kinderlähmung kann man nicht heilen.“ Aber warum hatten sie ihr das nicht vorher gesagt? Hatten sie es ihr vielleicht gesagt, aber sie hat es nicht verstanden? Oder haben sie sie nur als Versuchskaninchen ausgenutzt, weil sie die Sprache nicht kannte? . . . Sie wünscht sich, sie hätte die sogenannte zweite Sprache nicht gelernt, weil sie überall hört, wie die sogenannten Einheimischen sich über die Ausländer lustig machen und sie ausschimpfen.

Aussagen dieser Art ließen sich erheblich vermehren. Mit Erschrecken muß man wahrnehmen, daß Perversionen der Sprache eine viel stärkere Wirkung haben als die anderen Ausdrucksformen, eine Wirkung, die schwer oder kaum wieder rückgängig zu machen ist.

Wie „repräsentativ“ sind diese Texte?

Die aufgezeigten Tendenzen, die in den Texten sichtbar wurden, legen die Frage nach der Repräsentanz der Teilnehmer für die Ausländer in der Bundesrepublik nahe. Wie repräsentativ sind diese Aussagen für die Probleme und die Situation der Ausländer bei uns? Zunächst muß mit allem Nachdruck gesagt werden, daß die Teilnehmer selbstverständlich nicht im Sinn der Statistik proportional die verschiedenen Gruppen und Integrationsformen der Ausländer vertreten können. Ein Beispiel dafür: Die große Mehrzahl der Jugendlichen, die Texte eingesandt haben, sind Oberschüler, also Kinder von Gastarbeitern, die durch besonderen Einsatz, Intelligenz und Zielstrebigkeit und vielleicht auch durch glückliche äußere Umstände und Hilfen eine hohe Integrationsstufe erreicht haben. Statistisch jedoch fallen sie kaum ins Gewicht, sind sie nicht „repräsentativ“ für den Durchschnitt der ausländischen Jugendlichen, von denen über 50 Prozent nicht den Hauptschulabschluß schaffen. Solange sie jedoch auf ihrem vorgeschobenen Posten den Kontakt zu ihren Landsleuten nicht verlieren, ihre Probleme und Nöte zum Ausdruck bringen, also Artikulationshilfe leisten, Dolmetscherrolle im übertragenen und im wörtlichen Sinn übernehmen, kommt ihnen eine Schlüsselfunktion für die Vermittlung zu. Aus der Kenntnis solcher Situationen kann bestätigt werden, daß ihre Texte in dem Sinn repräsentativ sind, daß sie artikulieren, was die Mehrheit nicht in dieser Weise artikulieren kann. Das gilt in gleicher Weise für die schreibenden Arbeiter, Lehrer oder Sozialarbeiter, die „Stimmen der Sprachlosen“, wie ein türkischer Sozialarbeiter seinen Beitrag nannte. In diesem Sinn scheinen mir die Beiträge zum Thema „In zwei Sprachen leben“ in hohem Maß repräsentativ.

Die Texte stellen keine erbauliche oder erheiternde Lektüre dar (auch wenn es heitere Texte unter ihnen gibt), und sie geben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum Anregungen oder Modelle zum Spracherwerb, ja sie ermutigen nicht einmal unbedingt dazu, trotzdem seine Energien dem Fremdspracherwerb zuzuwenden. Sie geben Erfahrungen, vielfältig und bunt, aber eher im Grundtenor der Skepsis, der Angst, der Verwirrung, wenn da nicht das entscheidende Argument wäre, mit dem diese Texte ihre eigenen Aussagen relativieren: Die Existenz solcher Texte dürfte trotz aller Skepsis auch gegenüber der Sprache ein entscheidender Beweis dafür sein, was mit Sprache erreicht werden kann. Wenn es gelingt, in der Fremdsprache zu bewegen, anzurühren, betroffen zu machen, wie es diesen Texten gelingt, dann muß es sich lohnen, sich auf dieses Abenteuer einzulassen.